

Hermann Gerstner

Bildnis einer Oase

Ich erinnere mich, wie wir zum erstenmal dieses Wunder der Wüste erlebten. Hasan hatte uns an die siebenhundert Kilometer landeinwärts gefahren. Über Asphaltstraßen, nackte Gebirge, Kies, Schutt, Geröll. Querfeldein über die Pisten.

Und dann ringsum nur Sand, Sand, Sand! Die Dünen der Sahara! Über Millionen von Quadratmeilen breitet sich das trockene Durstland aus. Hier sind die Oasen nur verlorene Punkte, eingesprengt in gelbe unfruchtbare Weite ...

Warum hältst du, Hasan? Du deutest auf eine Fata Morgana am Horizont. Ich nehme mein Fernglas: aber es ist keine Luftspiegelung! Dort aus dem Sandozean wachsen wirklich hohe, grüne Palmen ins Himmelsblau! Das ist unser Ziel. Wo die Länder Libyen, Algerien und Tunesien aneinander grenzen, liegt die Oase Gadames. Sie wird von den Arabern „Perle der Sahara“ genannt. Sie ist die Königin der afrikanischen Oasen.

Hasan winkt uns, wir sollen wieder einsteigen. Unsere Augen sind vom Sonnenlicht geblendet, die Kristalle der Sanddünen blinken – mit jedem Kilometer, den wir gewinnen, kommt uns die Oase näher. Vor dem Stadttor müssen wir den Wagen abstellen. Hier noch außerhalb des Mauerrings versteckt sich die einzige Herberge unter Palmenwipfeln. Ein dunkelhäutiger Tuareg, der ganz in Weiß gekleidet ist, nimmt uns die Koffer ab. Im kühlen Zimmer können wir uns nach der tagelangen Fahrt erfrischen und umziehen.

Dann treten wir aus dem Schatten des Atriums auf eine Sanddüne hinaus, sie ist nur hundert Schritte weit von der Stadtmauer entfernt. Da sind wir noch in der Todeszone der vergilbten Wüste: kein Baum, kein Strauch, kein Grashalm! Vor uns aber, wie von göttlicher Hand aus dem Boden gezaubert, dieser grüne Kranz, der rings die weiße Häuserinsel einschließt. Zehntausende von Palmen trennen Leben vom Tod. Ein paradiesischer Gürtel, scharf abgegrenzt gegenüber dem nackten Sand. Und inmitten, wie von einem smaragdgrünen Ring gefaßt, die weiße Stadt! Du unterscheidest keine einzelnen Häuser, keine Straßen, es ist alles wie ein einziger, dicht aneinander geschmiegter Block. Eine verschlossene, abweisende Welt!

Wem ist dieses Wunderbild des grünen Palmenringes und der dazwischen lebenden weißen Stadt zu danken? Hasan sagt nur das eine Wort, das die tote Dürre überwindet: „Wasser!“

Wir pilgern zur nahe gelegenen Quelle „Ain el Fras“, der „Quelle der Stute.“ Hasan erzählt uns eine alte Sage: Als im 7. Jahrhundert der Islam in die Sahara vordrang, verirrte sich hierher ein Heiliger. Er war am Verdurstenden und betete zu Allah. Da klopfte die Stute, die den Heiligen getragen hatte, auf die Erde – und plötzlich schoß frisches Wasser aus dem Boden. Eine fromme Legende aus später Zeit! Die Einheimischen setzen das Alter der ehrwürdigen Quelle viel früher an, sie geben ihr fünf Jahrtausende. Nicht mit einem erquickenden Strahl quillt die „Quelle der Stute“ aus dem Grund. Es ist ein

Becken, angelegt wie ein Teich. Palmen säumen das Wasser und zeichnen ihre Schatten auf die Oberfläche. Mit Blasen und Kringeln dringt das Wasser gurgelnd aus tieferen Schichten. Dort am Rand schöpft gerade eine Frau, die ihr Gesicht bis auf die Augen mit einem indigoblauen Tuch verhüllt hat, Wasser in einen Krug. Wir selbst dürfen davon nichts trinken. Wir könnten uns den Typhus holen, während sich die Einheimischen seit Jahrhunderten so an die Bazillen gewöhnt haben, daß sie ihnen nichts mehr anhaben können. Die „Quelle der Stute“ ist das Lebenselement der Stadt: sie versorgt mit einem kunstvollen Kanalsystem Häuser und Gärten. Wenn das Quellwasser versiegte, würde die Sahara mit ihrem Sand in kurzer Frist von diesem gesegneten Fleck Erde wieder Besitz ergreifen.

Hasan winkt. Gehen wir durch die Gärten, die das Weiß der Häuser umkreisen. Die Wege sind von hohen Lehmmauern gesäumt, die uns Schatten spenden. Unter den Palmenfächern leuchtet das Grün in sämtlichen Schattierungen. Wasser, Sonne und Erde vereinen sich, um in tropischer Fülle Pflanzen und Bäume unter- und übereinander wachsen zu lassen. In den Palmenhainen gedeihen Aprikosen, Pfirsiche, Feigen, Mandeln, Getreide, Gemüse. Dort hackt ein Gärtner die Erde für die neue Saat locker, dahinter heimst man Tomaten, Bohnen, Melonen ein. Wie duften Orangen und Zitronen, Tabakspflanzen und Tamariskenbüschel! Die Krümen tragen in mehrfachen Ernten tausendfältige Frucht. Kaum eine Stelle im Wald der fünfzig – oder sechzehntausend Palmen ist ungenutzt, üppig verschenkt der bewässerte Boden den Reichtum, den die Sonne ins Licht zaubert.

Sogar Hasan ist es auf dem Weg durch die Palmengärten zu warm geworden. Er nimmt den weißen Gesichtsschleier ab und lacht mit blitzenden Zähnen. In der Stadt werden wir bald Schutz gegen die sengende afrikanische Sonne finden. Vor uns eine hohe Mauer wie aus biblischen Zeiten! Dunkel und wie ein schwarzer Ausschnitt öffnet sich das Tor. Nur wenige Schritte – dann streifen wir durch die geheimnisvolle Gassenwelt von Gadames. Hoffentlich verlieren wir uns nicht in diesem dunklen Labyrinth! Es ist gut, daß Hasan sich hier auskennt. Wir würden uns bestimmt verirren. Denn hier sind die Häuser ohne Zwischenräume so aneinander gefügt, daß alle Gassen unterirdisch verlaufen und nur zuweilen von Lichtschächten matt erhellt werden. Die „Hauptstraße“ ist so schmal, daß nur zwei Menschen nebeneinander gehen können. Noch sind diese Schluchten und Hohlwege, die an Bergwerkstollen erinnern, uns ungewohnt. Hier verkehren weder Autos noch Pferdewagen, weder Räder noch Fuhrwerke. Es ist die Stadt der Fußgänger! Lautlos huschen die Einheimischen in ihrem Burnus an uns vorbei. Andere sitzen schweigend wie Schemen auf steinernen Bänken, die seitwärts in die Mauern eingefügt sind. Unheimlich wird uns zumute, wie wir durch diese stille, düstere Welt wandern. Die Haustüren an der Seite der Gassen sind verschlossen, manchmal hört man gedämpft Stimmen herausklingen. Von überallher stoßen noch schmalere Seitengäßchen an unseren Tunnelweg. Ein Irrgarten von schachttartigen, überdeckten und überbauten Gassen! Peinlich sauber gehalten schützen sie die Bevölkerung gegen Sonne und Sandstürme. Um der unbarmherzigen Sahara zu trotzen, hat man die Häuser zu einem geschlossenen Baugebilde verbunden und die kellerartigen Gänge unten durch die Stadtlandschaft hindurchgeführt.

Jetzt mündet unsere Kellergasse auf einen kleinen Platz: endlich haben wir wieder den lichtblauen Himmel über uns! Es gibt in dieser Stadt nur ein paar

solcher Plätze und diese sind nicht größer als ein Zimmer oder ein kleiner Saal. Schauen wir diesen Sklavenmarkt an! Man sieht an den Wänden noch eiserne Hand- und Halsfesseln. Hier war einst ein Hauptumschlageplatz für die afrikanischen Sklaven. All die Unglücklichen, die aus dem Süden Afrikas hierher verschleppt wurden, gingen unter diesem idyllischen alten Maulbeerbaum in andere Hände über. Wie eine Ware wurde das „Schwarze Gold“ verschachert. Gottlob sind diese Jahre vorbei! Da sitzen nun auf den Schattenbänken unter den weiß gekalkten Hausmauern die Männer im Beduinenmantel. Ihr Kopf ist von der Kapuze bedeckt. Sie halten Siesta und mustern uns Fremde neugierig. Ihre dunklen Glotzäugen folgen uns, da wir aus dem Sonnenweiß des Platzes wieder verschwinden und in das schattige Loch einer Höhlengasse untertauchen.

Wir müssen uns eilen. Hasan hat etwas Besonderes vor. Er will uns in das Haus eines Bekannten geleiten, wir sollen sehen, wie es hinter den schwarzen Türen aussieht. Über eine düstere Treppe steigen wir in den ersten Stock empor. Der Raum hier hat keine Fenster, nur durch eine Öffnung von oben her schimmert Himmelslicht herein. Orientalischer Zauber umfängt uns. Am Boden weiche Teppiche und goldgestickte Kissen! Auf einem gepolsterten Ruhe-lager können wir's uns bequem machen. Farbenprächtige Teppiche hängen an den Wänden. Daneben prangen Krüge und Schüsseln aus Gold, Messingpfannen, Silbergeräte, Emailteller, ziselierte Kannen und Spiegel. Nischen und Alkoven buchten den Hauptraum aus, sie sind mit Matten und Kissen gefüllt. Nebendran liegt ein zweiter Raum, der zum Schlafen bestimmt ist. Die Küche ist mit Herd, Töpfen, Krügen, Geschirr und Mörsern ausgestattet. Lauter behagliche Räume, die nur von oben oder durch schmale Sehschlitzte ein gedämpftes Licht empfangen. Wenn der Hausherr von der blendenden Wüste in diese schattige Welt zurückkehrt, ist er nicht nur gegen die Stürme und die sengende Glut der Sonne geschützt – hier verwöhnt ihn auch die Wohnkultur des Orients.

Während der Hausherr uns stolz seine Habe zeigt, haben sich die Frauen vor unseren neugierigen Blicken auf die flachen Dächer geflüchtet. Wir dürfen ihnen nicht folgen. Hasan aber weiß einen Ausweg, um uns dennoch mit der verborgenen Welt der Frauen vertraut zu machen. Listig führt er uns zunächst in die Tunnelgassen zurück. Folgen wir ihm in die Gebetshalle der Moschee! Zahlreiche kurze Säulen tragen das Dach. Sprüche aus dem Koran, Rosetten und Monde, zarte Filigrane und Ornamente, kunstreiche Arabesken zie- ren die kalkweißen Wände. Fromme Muselmänner knien auf Matten, die man über die Bodenfliesen gebreitet hat. Ihre Blicke und Gedanken sind dem fer- nen Mekka zugekehrt. Ein Anhänger des Propheten liest aus dem Koran. Komm, wir wollen die Andächtigen nicht stören!

Heimlich winkt uns Hasan. Wir steigen im Gebetsturm neben der Moschee empor und ducken uns hinter die Balustrade. Hier vom Minarett aus lässt sonst der fromme Muezzin seine Stimme ertönen, wenn er die Gläubigen zum Gebet ruft. Heute schauen wir von der gleichen Stelle aus weit weg über die Dächer von Gadames. Seid vorsichtig, man darf uns nicht sehen, damit uns das Geschrei der Frauen auf den Dächern ringsum nicht verjagt! Dort drüben huschen die Schönen, die man unten in den Gassen nur verschleiert sieht, über die flachen Dachterrassen. Vom grünen Palmengürtel eingeschlossen, bie- tet sich uns eine einzige Dachlandschaft dar. Wir sehen über diese miteinan- der verbundenen, flachen Dächer von einem Ende der Stadt zum andern. Es

ist keine einförmige ebene Fläche, überall ist das Kalkweiß von Zacken, Kan-ten, Türmchen, Zinnen unterbrochen. Es sind die sogenannten „Serafine“, schneeweisse Spitzen, die auf dem Dachmeer unter dem flirrenden Licht wie erstarrter Wellenschaum erscheinen.

Hier auf den Dächern von Gadames ist die Welt der Frauen, hier laufen sie unverschleiert und ungeniert über Brücken und Stege, turnen über Stufen und Treppen, plauschen zusammen, nähen und sticken, spielen mit Kindern und Tieren. Die Männer haben in der Oberstadt auf den Dächern nichts zu suchen. Ungestört kämmen die Frauen hier ihre langen Haare, tätowieren sich, behängen sich mit Ketten und Perlenschnüren und bewundern ihre Schönheit im Spiegel. Oft schauen sie von hier aus hinaus in die Weite der Wüste, sie ahnen, daß jenseits des Sandmeeres ihre weißen Schwestern in der großen bunten Welt leben. Aber die Frauen von Gadames müssen sich begnügen, sie kennen weder Fernsehen noch Radio – nachts freilich, wenn sie die klaren Sterne über sich sehen, schweifen ihre Träume in die Ferne.

Lassen wir die Frauen in den blauen Gewändern und den scharlachroten Tüchern wieder allein auf ihren Dächern! Folgen wir Hasan durch die unterirdischen Gassen hin zum Markt, dem Mercato! Dort stehen die einheimischen Männer unter dem Himmelsblau im wolligen Burnus herum und betreiben ihre Geschäfte. Eine schattige Steinbank lädt uns zum Sitzen ein. Hasan möchte uns einiges über die ehrwürdige Geschichte von Gadames erzählen:

Gadames ist eine der ältesten Städte Afrikas. Schon in der Zeit Abrahams soll die Siedlung begründet worden sein. Reliefs und Inschriften beweisen, daß in der Epoche der Ägypter und alten Griechen dieser Platz bewohnt war. 250 Jahre hindurch gehörte dann die Oase zur römischen Provinz Numidia. Damals zogen römische Adler und Kohorten südwärts durch die Wüste, um den Vorposten des Weltreiches zu sichern. Erst als das römische Imperium zerfiel, überließ man den Wasserplatz wieder den Einheimischen. Eines Tages aber, nachdem Westrom untergegangen und Mohammed als neuer Prophet erschienen war, tauchten auf den Sanddünen vor der Wasserstelle islamische Reiterscharen auf. Lange wehte das grüne Banner mit dem Halbmond über den Dächern von Gadames. Aber auch die Reiter Mohammeds vergaßen wieder die Oase. Es war die Zeit, da wilde Tuaregstämme ihre heimatliche Wüste von der Außenwelt abschlossen. Im 19. Jahrhundert war es mit dieser geschichtsfernen Existenz zu Ende. 1864 besetzten die Türken Gadames, 1911 kamen, nachdem die Türkenherrschaft zusammengebrochen war, italienische Kolonialherren ins Land. Nach dem Ende des 2. Weltkrieges wurde das selbständige Königreich Libyen gegründet, zu dem heute die Oase Gadames als besonderes Schmuckstück gehört.

Hasan versucht uns das Schicksal der jetzigen Einwohner von Gadames zu entwirren. Sieben- bis achttausend Menschen wohnen auf den paar Quadratmeilen im Ring der Oase. Ursprünglich gab es vier, streng voneinander getrennte Stadtquartiere. Zwei Viertel waren von Berbern bewohnt, das dritte Viertel gehörte einem anderen Araberstamm, während der vierte Bezirk freigelassenen Negern und Mischlingen reserviert blieb. Heute ist die Trennung nicht mehr streng. Vom hellsten Braun bis zum finstersten Schwarz ist in dieser Oasenstadt alles vertreten. Die ursprünglichen Berber haben sich ja nicht nur mit Negerblut, sondern oft genug mit den Eroberern, Römern, anderen arabischen Völkern und Türken vermischt. Heute ist Gadames ein Bei-

spiel dafür, wie Menschen der verschiedensten Hautfarbe hinter den gleichen Stadtmauern friedlich zusammen leben können.

Trotz der Zehntausende von Palmen, trotz mehrerer Ernten in den Gärten ist es freilich kein Leben in Üppigkeit und Fülle. Allzu gering ist der Raum der fruchtbaren Bezirke, zu nahe herangeschoben ist der nackte Sand. Oft muß man sich mit ein paar Handvoll Datteln begnügen. Ein Festessen ist es, wenn man ein Huhn, eine Ziege, ein Schaf schlachtet. Rinder und Schweine gibt es überhaupt nicht. Da man von der Gartenwirtschaft nicht satt werden kann, versuchen es viele mit einem Handwerk. Man versteht es, Leder zu gerben und zu Gürteln, Schuhlen, Sätteln kunstreich zu verarbeiten. Es gibt Schuhmacher und Silberschmiede, Töpfer und Weber, Schneider und Schreiner, Juweliere und Teppichknüpfer. Und natürlich Kaufleute, die immer noch Karawanen aussenden und empfangen. Die Blütezeit dieser Kaufleute, in der man mit Sklaven und Elfenbein Geschäfte machte, ist aber vorbei!

Hasan steht auf. Er lächelt melancholisch, als er uns jetzt vom Mercato aus mitten durch den Palmenring in wenigen Minuten hinausführt in das grausame Sandland der Sahara, wo noch heutigen Tages der Durst Mensch und Tier tödlich bedroht. Gerade taucht eine Kamelkarawane auf dem Höhensum einer Düne auf. Noch sind die uralten Karawanenwege von Timbuktu her, vom Tschadsee, vom Sudan mit solchen Kamelzügen belebt. Noch immer ist für all diese Karawanen Gadames ein ersehnter Hafen in der Weite des Sandmeeres, für die Wüste nicht weniger wichtig als für die Seefahrt ein Hafen am Gestade des Ozeans.

Aber es scheint, als gehe die Epoche der Karawanen zu Ende. Mit leisen Schritten führt uns Hasan über den Sand hin zu einem weiten Geröllfeld, das sich wie eine Steinhalde von der reinen Sandwüste unterscheidet. Es ist der islamische Friedhof, den man hier vor den Mauern der Stadt angelegt hat. Kein Baum, keine Blumen, kein Busch! Hier ebnet der Wind alles ein, Sand weht zwischen die schmucklosen Steine, hier wird im Tod wahrhaftig jeder dem andern gleich, keiner hat mehr ein Vorrecht, keiner einen höheren Stein, keiner ein größeres Mal als der andere. Unter dem glühenden Himmel, der keine Pflanzen außerhalb der Oase duldet, vergeht der einzelne. Man gönnst den Toten unter Steinen und Sand die „ewige Ruhe“, man bettet sie nicht mehr um, man gräbt ihre Gebeine nicht nach einer Reihe von Jahren heraus. Man braucht mit diesem Boden nicht zu kargen, die Wüste gibt genug Raum für die Stadt der Toten.

Aus unseren Gedanken werden wir aufgeschreckt. Dort vor der Stadtmauer hält neben unserem Wagen ein Jeep mit geländegriffigen Reifen. Nicht genug damit, dort oben donnert eine Flugmaschine über die weißen Dächer von Gadames weg. Eine neue Zeit bedroht das jahrhundertealte Bild der Oase.

Kaum wundern wir uns, daß wir nach der Rückkehr in unserer Herberge neue Gäste antreffen: laute Männer, die sich von dem schweigsamen, verhüllten Tuareg-Kellner Whisky bestellen. Öl Fachleute sind es, sie wollen in die Tiefe der Sahara eindringen und machen hier für eine Nacht Station. Sie sprechen von ergiebigen Ölfunden in der leeren Weite des Sandes, von Bohrtürmen, von der Linienführung der Pipeline, die aus der Sahara nur wenige Kilometer an Gadames vorbei hin zur Küste geleitet werden soll. Eine neue, härtere Zeit pocht an die Tore von Gadames. Braucht man da noch die geduldigen Kamele, die wochenlang zwischen den Oasen unterwegs sind?

Wird die wundersame Oase, die ihr ursprüngliches Gesicht durch die Jahrhunderte bewahrt hat, dem Moloch des Verkehrs, des Öls, des Profits geopfert werden? Soll der Glanz der Stadt matt werden oder wird diese Perle der Sahara weiter silberweiß schimmern wie bisher? Die Welt wäre ärmer, wenn dieses Juwel sich in eine Allerweltssstadt verwandelte.

Hasan verläßt uns für diesen Abend. Sein Schritt verliert sich in eine der dämmrigen Kellergassen. Wir aber wollen uns vor unsere Herberge setzen, auf die Stühle, die mit Kamelhäuten bespannt sind. Wir lassen uns Orangen, Datteln, Mandeln bringen, die hier in den Gärten gewachsen sind. Schweigend geben wir uns der Stunde hin. Die Nacht kommt über Gadames. Dort vom Minarett her ruft es zum Gebet. Der Wind weht aus der Wüste und streift die Fächer der steilen Palmen. Es dauert nicht lange, da ziehen die Sterne im hohen Glanz durch die wolkenlose Wüstennacht. Gadames vergißt die Jeeps, die Flugzeuge, die Ölleitung. Es wird – so hoffen wir – seine traumhafte Erscheinung weiter bewahren. Ist es doch eines der schönsten Märchen, von der Phantasie des Menschen in die Wüste hineingeaubert – ein Bild aus Tausend und einer Nacht!